

## **Arme Frauen, reiche Frauen**

### **Von der Option für die Armen zur Realisierung eines guten Lebens für alle**

Michaela Moser, Wien

#### *Vorbemerkung:*

*Beim vorliegenden Text handelt es sich um ein unredigiertes Vortragsmanuskript, das auf bereits veröffentlichten Beiträgen aufbaut bzw. in das Teile dieser Veröffentlichungen, sowie meiner noch unveröffentlichten Dissertation aufgenommen wurden. Daraus ergeben sich Einschränkungen für die Nutzung des Textes, die ich zu beachten bitte. Insbesondere bitte ich um Rücksprache, falls Sie aus dem vorliegenden Manuskript wörtlich zitieren möchten bzw. bitte ich für wörtliche Zitate möglichst die in Büchern oder Zeitschriften veröffentlichten angeführten Beiträge zu verwenden.<sup>1</sup>*

*Kontaktadresse für Rückfragen: michaela.moser@armutskonferenz.at*

#### **Anja, Andrea, Diana ...<sup>2</sup>**

Anja arbeitete einige Jahre in einer Boutique in Kopenhagen. Irgendwann bekam sie Rückenprobleme. Nachdem sie längere Zeit krank gewesen war, verlor sie ihren Arbeitsplatz, mit dem Arbeitslosengeld kam sie so halbwegs über die Runden. Anja machte Design- und Erwachsenenbildungskurse und nutzte Weiterbildungsangebote der Gewerkschaft, einen Job fand sie nicht.

Sie leidet unter ihren Rückenproblemen, ihre Lungenkapazität ist um ein Drittel eingeschränkt, seit einiger Zeit bekommt sie Angstzustände, wenn sie ihrer Umwelt entgegentreten muss.

Nach anderthalb Jahren wurde das Arbeitslosengeld eingestellt und Anja an die Sozialhilfe verwiesen. Nach Abzug von Miete und Strom blieben ihr 228 Euro zum Leben, davon muss sie auch Ausgaben für Medikamente und Verkehrsmittel bestreiten. Ohne das kostenlose Mittagessen und die gebrauchte Kleidung einer sozialen Einrichtung käme sie nicht durch. Nach sechs Monaten wurde ihre Sozialhilfe um weitere 134 Euro gekürzt.

---

<sup>1</sup> Für das vorliegende Manuskript wurden u.a. Gedanken bzw. Passagen aus folgenden meiner Veröffentlichungen übernommen:

- „We all live subsidized lives“ in: Ina Praetorius (Hg.), *Sich in Beziehung setzen. Zur Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit*, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2005, 13-22.

- *Crazy Quilts*. Für eine Neuverteilung von Arbeit, Einkommen, Entwicklungs- und Gestaltungsmöglichkeiten, in: ksoe-Dossier Sondernummer 2a/2009: *Prekäre Zeiten für Frauen*.

- *Von der Notwendigkeit bewusster Dissidenz*, ksoe-Dossier 9/2000: *Leben am Rande. Soziale Ausgrenzung ... welche Integration?*

<sup>2</sup> Die folgenden Berichte aus dem Leben von Frauen mit Armutserfahrungen wurden den EAPN-Publikationen „*Stimmen gegen Armut*“ und „*Das Europa, das wir wollen*“ entnommen und für den Vortrag redaktionell bearbeitet bzw. gekürzt.

Vgl. *Europäisches Netzwerk gegen Armut, Stimmen der Armut. Arbeit und Arbeitslosigkeit in der EU*, Brüssel 2006; Fintan Farrell, Michaela Moser und Alida Smeekees (Hg.), *Das Europa, das wir wollen. Ansichten von AkteurInnen im Kampf gegen Armut und soziale Ausgrenzung zur künftigen Entwicklung der EU*, Brüssel 2005.

Hinter dieser Kürzung steckt die Idee, Arbeitslose dazu zu bringen, sich so schnell wie möglich eine neue Arbeit zu suchen. "Ich kann mir jetzt weder die Physiotherapie, noch das Telefonieren leisten", erzählt Anja. "Die Dusche ist kaputt, Glühbirnen sind teuer und wegen meiner Rückenprobleme bräuchte ich dringend eine neue Matratze. Am Ende des Monats reicht das Geld nur mehr für Brot."

Anja hat einen Hund. Die Tierarztrechnungen übernimmt ihre Mutter. Der Hund bekommt Essensreste und das billigste Hundefutter "Den Hund werde ich nicht abschaffen", sagt Anja. Sie ist mittlerweile so sehr damit beschäftigt, ihren Alltag zu organisieren, dass sie nicht einmal erwähnt, dass sie ihre Familie oder Freunde nicht zum Essen einladen, ins Kino gehen oder in Urlaub fahren kann. "Ich kann keine Kontakte pflegen, mein Selbstvertrauen ist am Ende, ich fürchte mich jeden Tag vor dem nächsten."

**Andrea**<sup>3</sup> ist 36, sie hat drei Kinder, die sieben, neun und elf Jahre alt sind und lebt mit ihnen, einem Pony, einer Ziege, Katzen und Kaninchen am Fuß der Hohen Wand in Niederösterreich. Ein kleines Häuschen, ein kleiner Garten, dahinter Wald, vorne Wiesen und Felder. Eine reizende Landidylle. (...)

Ihr Haushaltseinkommen setzt sich aus Kinderbeihilfe und gerichtlich festgesetzten Alimentationszahlungen zusammen, die Summe kennt sie auswendig, sie beträgt genau 885,80 Euro pro Monat. Auch mit dem doppelten Einkommen würde ihre Familie immer noch statistisch als arm gelten, aber dann könnte sie im Winter wenigstens immer die Fuhre Holz kaufen, die sie über die kalte Zeit bringt.

Vor 16 Jahren war Andrea Studentin der Japanologie und Sinologie und verdiente kein schlechtes Geld mit Übersetzungs- und Dolmetsch-Jobs. Sie lernte ihren späteren und mittlerweile geschiedenen Mann in Korea kennen, zog mit ihm nach Japan, bekam das erste Kind, ging mit ihm nach Wien, dann nach Deutschland, bekam noch zwei Kinder, unterstützte ihn bei seiner Arbeit als Sushi-Koch und folgte ihm auch, als er wieder nach Korea zurückgehen wollte.

Irgendwie gingen die Pläne, eine eigene kleine Imbissbude aufzumachen, aber nirgendwo auf, und als sie es satt hatte, mit drei Kleinkindern in einem rattenverseuchten Keller zu leben, täglich nichts außer Reis zu essen und sie ihm sagte, sie wolle nach Österreich zurück, verprügelte er sie. Erst das sei der Moment gewesen, sagt sie, in dem sie aufgehört hätte, die treue, alles mittragende Ehefrau zu sein. Vor ein paar Jahren gelang ihr die Flucht nach Hause. Mit zwei Koffern, ein bisschen Gewand, ein paar Fotos und absolut keinem Geld.

Die erste Station: ein altes, lang nicht bewohntes Bauernhaus in der Nähe von Gloggnitz, wo Andrea aufgewachsen ist. Der erste Job: Postwurfsendungen in den Bauerndörfern am Wechsel austragen. Der bringt ungefähr 50 Euro pro Woche und das Wichtigste: eine Krankenversicherung.

Der Sommer läuft ganz gut, aber im Winter ist das alte Steingemäuer nicht warm zu kriegen, die vier schlafen in Skianzügen. Das Leben ist: Post austragen, Kinder in die verschiedenen Schulen und in den Kindergarten bringen, kochen, Kinder abholen, die Temperatur erträglich halten, auf Ämter laufen, die Scheidung beantragen, sich wieder um die Kinder kümmern.

---

<sup>3</sup> Die hier in gekürzter Form wiedergegebene Geschichte von Andrea Park wurde von Ute Woltron aufgezeichnet und erschien zuerst in "Der Standard", 30. Oktober 2004.

Sie hilft im Kindergarten in Neunkirchen aus, in einem Dritte-Welt-Laden, bei einem Greißler. Die Arbeitszeiten kann sie sich natürlich nicht aussuchen, die Kinder sind nicht selten allein zu Hause. Das Leben ist: «Ein Jonglieren bis zum Gehnichtmehr.»

Sie wird krank, geht trotzdem arbeiten: «Aber irgendwann kommt man an seine Grenzen, und dann kann man seinen Kindern nichts mehr geben, weil man zu ausgelaugt ist.» Außerdem steht der nächste Winter bevor. Die Mutter einer Schulkollegin der ältesten Tochter besitzt ein altes, leer stehendes Haus in Willendorf, sie kennt die Lebenssituation der Familie und bietet Andrea das Haus zu einem geringen Mietzins an.

Mit der Übersiedelung nach Willendorf an der Hohen Wand rückt der Job in Gloggnitz in logistisch unerreichbare Ferne, die Frau müsste ihre Kinder täglich stundenlang allein lassen. Und das will sie nicht. Sie geht also privat putzen, entrümpelt das Haus, schneidet Brennholz mit der Kreissäge, erhitzt Wasser am Küchenherd, um ihre Kinder im Wasserschaufel baden zu können, tourt weiter durch alle Ämter.

Denn der Mann ist mittlerweile wieder in Deutschland, sie kann endlich eine Lohnbestätigung von ihm bekommen und erreicht damit eine Herabsetzung der Versicherungsraten, die sie als Nichtangestellte privat bezahlen muss. Ein Freund hilft, die Öfen des Hauses wieder in Gang zu setzen und sogar das Warmwasser im Badezimmer zum Fließen zu bringen.

Andrea, die früher für japanische Firmen gedolmetscht hat und neben Koreanisch zumindest noch drei Sprachen fließend spricht, stellt auch wieder eine geringfügige Anstellung als Putzhilfe in einer Firma auf. Das war super, und auch mit den Kindern hat alles funktioniert.

Doch dann bekommt sie Scharlach, kuriert sich nicht ordentlich aus, die Krankheit schlägt sich aufs Herz, sie beschließt: Jetzt reicht es. Geld hin, Geld her. Ich habe genug Arbeit mit dem alten Haus und den Kindern, ich bleibe eine Zeit lang zu Hause. Irgendwie konnte sie nicht mehr.

885 Euro und 80 Cent pro Monat also. Hin und wieder schickt der Vater den Kindern aus Deutschland Taschengeld. Dann kaufen sie sich eine süße Kleinigkeit im Adeg, und wenn die Puddingfamilienpackungen gerade preisreduziert sind, oder das Mehl, nehmen sie wie selbstverständlich Vorräte für die ganze Familie mit. Bekleidung und Schuhe kauft der Vater auch gelegentlich, der Rest wird aus getragenen Sachen beschafft.

Ich habe die Kinder eher zum Geben erzogen, sagt Andrea, sie hängen an Dingen nicht so sehr wie andere Kinder. Außerdem haben wir hier alles, was sie brauchen: den Wald, die Tiere, geschenkte Fahrräder.

Manche Leute, gar nicht so wenige, sind hilfsbereit. Sie geben Gewand, gebrauchte Waschmaschinen, Staubsauger. Dinge, die ich mir nie kaufen könnte. Andere Leute sind unbarmherzig: Ein Pony leistet die sich, aber die paar Euro für den Schulausflug oder für den Schwimmkurs sollen nicht mehr drin sein?

Das Leben ist: drei Kinder allein großziehen. Die Tiere gehören für Andrea dazu. Sie sind ein Teil ihrer Würde, und dass sie sich die erhalten hat, zeigt sie dem ganzen Dorf, wenn sie mit dem Pony ohne Sattel zum Adeg reitet, um einzukaufen. Manchmal nimmt sie auch die Ziege mit.

Das Futter für die Tiere findet sie auf Wiesen, die keiner mehr bewirtschaftet oder am Straßenrand, wenn die Wegränder gemäht werden.

Und die, die mitdenken, holen partout sie zum Ponyreiten in das Jungscharlager, weil ihr

das ein bisschen Geld einbringt. Als Dolmetscherin würde sie gerne wieder arbeiten, aber man muss realistisch sein. Mit dem, was ich habe, kann ich nur auf dem Land leben, nicht in Wien, und gerade in diesem Job muss man schnell abrufbereit sein. Es ginge, wenn ich die Kinder zu Verwandten geben könnte, doch das ist nicht der Fall.

**Diana** lebt in einem Dorf in der Slowakei. Das Dorf hat 600 EinwohnerInnen, von denen etwa die Hälfte Roma sind. Die Häuser des Dorfes sind an die Kanalisation und die Gasversorgung angeschlossen. Im Dorf gibt es zwei Lebensmittelgeschäfte, zwei Wirtshäuser, eine Volksschule, eine Gemeindehalle und eine lutherische Kirche. Alle weiteren Dienste, wie etwa Bildung, Gesundheit und Verwaltung, liegen außerhalb des Dorfes und können nur mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreicht werden. Für Roma, vor allem, wenn sie zu den Langzeitarbeitslosen zählen, gestaltet sich die 20 km lange Fahrt zum Arbeitsamt schwierig. Die arbeitslosen Roma müssen sich einmal die Woche persönlich beim Arbeitsamt melden.

Viele Roma leben in einer Siedlung außerhalb des Dorfes. Die Backsteinhäuser der Siedlung sind an die Hauptwasserleitung angeschlossen (die Siedlung hat ihre eigene Hauptwasserleitung), aber nicht an die Kanalisation. Unter den Roma herrscht eine Arbeitslosigkeit von fast 100 % die meisten sind Langzeitarbeitslose. Ihr Bildungsstand hat sich von Generation zu Generation verschlechtert, was vor allem auf finanzielle Gründe zurückzuführen ist. Im Dorf gibt es keine weiterführenden Schulen. Die gesundheitlichen Bedingungen sind relativ gut; in der Siedlung gibt es keine Epidemien. Diana ist 21, mit 16 hat sie die Schule abgebrochen.

Diana lebt mit ihren Eltern, ihrer Schwester, deren Freund und dem gemeinsamen neun Monate alten Baby. Diana schläft auf dem Sofa in der Küche. Alle Familienmitglieder sind arbeitslos, Sozialhilfe und das Karenzgeld der Schwester reichen kaum zum Überleben.

Um sich über Wasser zu halten, muss die Familie in den örtlichen Lebensmittelläden anschreiben lassen und Dinge in den Leihhäusern außerhalb des Dorfes verpfänden. Wenige Tage, nachdem die Sozialhilfe ausgezahlt wird, geht der Familie das Geld aus und sie muss auf Pump leben, denn fast 100 % des Familieneinkommens gehen als Rückzahlung an Kreditgeber. Die finanzielle Situation der Verwandten und Freunde sieht ähnlich aus, darum können sie niemanden um Hilfe bitten. Im Dorf gibt es einen Wucherer. Bei unvorhergesehenen Ereignissen oder Notwendigkeiten leiht sich Dianas Familie von ihm Geld, zu einem Zinssatz von 30-50 %;

Hauptgründe, warum sich ihre Familie Geld leiht: Krankheit, Arztbesuche (Fahrtkosten), ein Todesfall in der Familie, Fahrten in die Tschechische Republik, um dort zu arbeiten, Kauf von Brennstoff. Die Hauptfaktoren, die die Familie einschränken, sind: Keine Möglichkeit, das Dorf zu verlassen (Fahrtkosten), die weiterführende Schule zu beenden und Kleider oder qualitativ hochwertige Schuhe zu kaufen. Diana kauft nur in Billigläden ein und immer nur eine Sache, d.h. normalerweise Schuhe, denn Schuhe nutzen sich am schnellsten ab.

Diana steuert ihr gesamtes Einkommen zum Familienbudget bei und hat daher keinerlei Bargeld. Sie hat versucht, einen Job in der Tschechischen Republik zu bekommen, doch der Vermittler verweigerte ihr den Vorschuss, den sie gebraucht hätte, um fürs Erste durchzukommen, und so musste sie wieder nach Hause zurückkehren.

Die Arbeitslosenquote des Kreises ist eine der höchsten in der Slowakei (es kommen 66

Arbeitssuchende auf eine freie Stelle); eine unqualifizierte Arbeitskraft hat praktische keine Chance, einen Job zu finden. Diana sagt, dass potenzielle Arbeitgeber, die ihr am Telefon einen Job versprochen, nach einem persönlichen Treffen von ihrem Versprechen zurücktreten. Sie hat auch schon erlebt, dass sie von einem Arbeitgeber direkt am Telefon gefragt wird, ob sie eine Roma sei. Wenn ja, brauche sie gar nicht erst vorbeizukommen.

Weder Diana noch ihre Familie haben einen Plan für die Zukunft. Sie wollen es einfach nur schaffen, von Tag zu Tag durchzuhalten.

**Anja, Andrea und Diana** – drei Frauen, die in verschiedenen Teilen Europas in Armut leben. Es gäbe noch viele solcher "Geschichten" zu erzählen, die leider keine "Geschichten" sind, sondern konkrete Einblicke in den ganz realen Alltag von Menschen mit Armutserfahrungen.

Von **Marta** aus Südportugal, die seit ihrem 11. Lebensjahr arbeitet und sich und ihr Kind trotzdem kaum durchbringen kann. Oder von **Rose**, die aus den Philippinen kommt und ohne Aufenthaltsrecht und Arbeitsgenehmigung als Erntehelferin in Irland ausgebeutet wird. Oder von **Maria** einer Sexarbeiterin, die aus der Dominikanischen Republik nach Österreich kam, weil ihr ein guter Job in einem Hotel versprochen wurde. Oder von **Vicky** in Manchester, der eine Woche vor Weihnachten das Arbeitslosengeld für 9 Wochen gestrichen wurde, weil sie es einmal versäumt hat, sich auf einen Job zu bewerben der ihr vom Arbeitsamt vorgeschlagen wurde. Oder von **Ludmilla**, die mit ihrem kranken Mann und ihren Kindern als subsidiär Schutzberechtigte in einer unmöblierten Wohnung in Kufstein lebt, keinen Job bekommt, keinen Anspruch auf Sozialhilfe hat und ohne die Spenden von Pfarre und wohlmeinenden Einzelpersonen sich und ihre Familie nicht einmal ernähren könnte.

Und das wären dann nur die Schlaglichter auf Realitäten einiger Frauen mit Armutserfahrungen in Europa.

Da habe wir noch gar nichts von **Lizzy** gehört, die mit über einer Million anderen Menschen in Korogocho, einer der vielen „Armen“Siedlungen Nairobis lebt, ohne Einkommen, ohne Strom, ohne Toiletten, die in einer Jugendtheatergruppe aktiv ist und stolz erzählt, dass sie Schauspielerin und Tänzerin sei und die sich dagegen wehrt, dass ihre Siedlung "Slum" genannt wird, denn in "Slums" leben nur Tiere. Oder von **Susan** aus Südafrika, die das Wenige, das sie hatte verlor, als ihr Haus und die ganze Siedlung mit Bulldozern plattgewalzt wurde, weil dort neue Bauten für die Fußballweltmeisterschaft Platz bekommen sollten. Von **Champa**, einer Inderin, die zu den Dalits, den sogenannten „Unberührbaren“ oder Kastenlosen zählt, in einer Lehmhütte in der nordindischen Thar-Wüste lebt und darauf hofft, mit Unterstützung einer englischen Hilfsorganisation einen kleinen Wassertank anlegen zu können, um zumindest ein paar ihrer Ziegen durchzubringen, auch wenn der Monsoon wieder einmal ausbleibt.

Und dabei wollte – und will ich – Sie eigentlich mit diesem Vortrag dazu anregen, den **Fokus von der Armut hin zum Reichtum und zur Fülle des Lebens** zu richten. Um dies tun zu können, ist es notwendig zunächst ganz konkreten Armutsrealitäten

genau in den Blick nehmen. Bevor ich von der Fülle sprechen kann, möchte und muss ich Sie dazu herausfordern von der Armut 'auszugehen', Sie also mit den Realitäten von Menschen, in diesem Fall besonders von Frauen mit Armutserfahrungen zu konfrontieren, um erst dann die Perspektive zu weiten, Perspektivenwechsel und Lösungsmöglichkeiten vorzuschlagen, die dann an genau jenen Realitäten zu messen wären.

Wir kennen die Armutszahlen aus Statistiken und Medienberichten: EU-weit leben mindestens 80 Millionen Menschen unter der Armutsgrenze, die Mehrheit davon Frauen. Weltweit lebt 1 Milliarde Menschen von weniger als einem Dollar am Tag, 70% davon, so die UNO, sind Frauen. Jede Stunde sterben mehr als 1200 Kinder an Armut oder an armutsbedingten Krankheiten.

Über all diese Milliarden Menschen, Männer, Frauen und Kinder gibt es viel mehr zu sagen, als einfach nur, dass sie "arm" sind.

Frauen, die wie Anja, Ludmilla, Rose, Lizzy .. gezwungen sind in materieller Armut zu leben dürfen nicht auf diesen einen Aspekt ihrer Identität reduziert werden, vielmehr geht es darum, sie in der – wenn auch eingeschränkten – Vielfalt ihres Lebensvollzugs zu sehen, mit all ihrem Potential, ihren Gefühlen, Ängsten, Vorschlägen und Perspektiven. Das ist die eine Botschaft, die zur vermitteln mir wichtig ist.

Eine zweite – eng damit zusammenhängende bzw. daraus folgende ist, dass es – um Armut nachhaltig zu bekämpfen - einen Perspektiven- und Strategiewechsel braucht, vom Mangel zur Fülle, von der Autonomie zur Bezogenheit, vom enggerichteten Fokus auf Armutssituationen hin zum guten Leben für alle, von der Strategie der Eingliederung armutsbetroffener Menschen in eine Armut erzeugende Gesellschaft hin zur Gestaltung einer Welt, in der Armut erst gar nicht produziert wird. Dazu werde ich dann auch einige konkrete sozial- bzw. wirtschaftspolitische Maßnahmen kurz vorstellen, denn es sind die konkreten Auswirkungen um die es letztlich geht.

"The Poor cannot wait" lautet ein Slogan, der im Rahmen eines der alljährlichen Europäer Treffen von Menschen mit Armutserfahrungen lanciert wurde. Anja, Ludmilla, Andrea, Rose, Lizzy, Diana, Susan und all die anderen Menschen mit Armutserfahrungen hätten reichlich wenig davon, wenn ich Ihnen nur von den schönen Werten und Vorstellungen von dieser anderen Welt, die wir dann irgendwann schon einmal realisieren werden, erzählen würde.

### **Arme Frauen, reiche Frauen – oder: was heißt hier eigentlich "arm"?**

So unterschiedlich die verwendeten Konzepte und Definitionen von Armut im Detail auch sein mögen, so gut wie überall findet sich Übereinstimmung, dass Armut stets mit materiellen aber auch immateriellen Faktoren zu tun hat.

Armut darf also, so die britische Armutsforscherin Ruth Lister, "nicht einfach als benachteiligte und unsichere ökonomische Situation verstanden werden", sondern muss auch als für die Betroffenen höchst beschämendes soziale Verhältnis gesehen werden.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Lister, Ruth, Poverty, Cambridge: Polity Press, 2004, 7 (Übersetzung MM).

Armutsdefinitionen geben vor allem Auskunft darüber, was andere –die normalerweise selbst nicht in Armut leben – sich unter Armut vorstellen bzw. den sogenannten Armutsbetroffenen zugestehen zu besitzen, um trotzdem als "arm" zu gelten. Grob gesagt und damit streife ich die vielfältigen Diskussionen rund um Armutsdefinitionen jetzt nur in aller Kürze und reichlich oberflächlich – wird zwischen absoluter und realtiver Armut entschieden, zB wenn wir von der Milliarde Menschen reden, die von weniger als 1\$ am Tag leben (- das ist eine absolute Armutsdefinition) oder von den 80 Millionen EU-BürgerInnen, die mit weniger als 60% des mittleren Einkommens ihres Landes auskommen müssen als Beispiel für eine relative Armutsdefinition.

Ergänzt werden die Definitionen u.a. um Konzepte objektiver und subjektiver Armutsmessung und in der nördlichen Hemisphäre des Globus vor allem um das Konzept der sozialen Ausgrenzung, das seit Jahrzehnten im EU-Jargon und in der Politik europäischer Regierungen genutzt wird. SkeptikerInnen meinen, die Rede von der sozialen Ausgrenzung sei vor allem als Vermeidungsstrategie gewählt worden, um die vorhandene Armut nicht beim Namen nennen zu müssen.

Einig sind sich Armutsforschung und soziale Organisationen, aber wohl auch der Großteil der Politik, heute, dass es sich bei Armut um ein multidimensionales Problem handelt. Das Konzept der sozialen Ausgrenzung, das heute zunehmend auch für die Analyse von Armut im Süden des Globus verwendet wird, kann dabei hilfreich für die Öffnung des Blicks über die materielle Dimension hinaus sein, zudem weist es auf die relationale Dimension von Armut hin und fördert das Verständnis von Armutsfragen als Verteilungsfragen.

Von zunehmender Bedeutung sind deshalb Konzepte wie jenes der "Sozialen Polarisierung", entwickelten vom britischen Armutsforscher Peter Townsend<sup>5</sup> oder das auf die norwegische Armutsforscherin Else Oyen zurückgehende Konzept der "Produktion von Armut"<sup>6</sup>. Beide verrücken den Blick vom sogenannt unteren Segment der Gesellschaft hin zu den oberen Einkommensschichten und Vermögensbesitzern, zu multinationalen Konzernen und politischen Institutionen und deren Entscheidungen, die zu analysieren unerlässlich ist, um das Phänomen von Armut zu verstehen und deutlich zu machen, dass Armut nicht einfach vom Himmel fällt, sondern produziert wird. Und der Blick deshalb verstärkt auf Verteilungsfragen zu richten ist.

Für einen umfassenden Zugang zum Verständnis von Armutssituationen und Möglichkeiten der Bekämpfung von Armut hat in den letzten Jahren, der u.a. durch die Arbeiten von Amartya Sen und Martha Nussbaum bekannt gewordene Capabilities Approach – dt. meist als Fähigkeitenansatz oder Ansatz der Verwirklichungschancen übersetzt.

Nussbaum hat auf Basis der Arbeit von und mit Sen und anderen WissenschaftlerInnen

---

<sup>5</sup> Vgl. Townsend, Peter, Poverty, Social Exclusion and Social Polarisation: The Need to Construct an International Welfare State, in: Townsend, Peter and Gordon, David (Hg.), World Poverty. New Policies to Defeat an Old Enemy, Bristol: The Policy Press 2002, 3-24.

<sup>6</sup> Vgl. Oyen, Else, Poverty Production: A different approach to poverty understanding, verfügbar unter: [www.cefe.net/forum/Poverty\\_production.pdf](http://www.cefe.net/forum/Poverty_production.pdf) (25. Mai 2009).

aus aller Welt sowie von Diskussionen mit vielen Frauen und Männern in unterschiedlichen Teilen der Welt eine Liste von Verwirklichungschancen entwickelt, die sie vorschlägt als Maßstab für Lebensqualität anzuwenden.<sup>7</sup>

Dabei geht es um Fähigkeiten, die von vielen Menschen aus aller Welt übereinstimmend als Bestandteile eines gutes Leben gesehen werden. Weil vorhandenen Ressourcen nur dann dem guten Leben zum Durchbruch verhelfen können, wenn Menschen in der Lage sind, sie entsprechend zu nutzen, ist die zentrale Frage nicht "Wie viel haben Menschen?" sondern: „Was können sie tun und sein?“

Dabei geht um innere Stärkung und etwas, das heute „Empowerment“ oder vielleicht auch "Persönlichkeitsbildung" genannt wird und durch umfassende Bildung und reflektiertes, fürsorgliches Miteinander und wechselseitige Unterstützung erreicht werden kann genauso wie um die Sicherung der entsprechenden Lebensumgebung und Strukturen, also um gute Schulen und Wohnmöglichkeiten, funktionierenden öffentlichen Verkehr, umfassende Gesundheitsversorgung, um sinnvolle Arbeitsplätze und Freizeitangebote. Die Wahrung körperlicher und seelischer Integrität sind genauso wichtig, wie eigene Sinne, Vorstellungskraft und Gedanken, die Förderung der Fähigkeit, Gefühle ausdrücken und empfinden zu können, und Möglichkeiten, sich eine Vorstellung vom eigenen guten Leben zu machen, Beziehungen zu anderen Menschen, zu Tieren und zur Natur zu pflegen, sich irgendwo zugehörig und daheim zu fühlen, Möglichkeiten und Anlässe zum Lachen, Spielen und zum Entspannen zu haben und den eigenen Lebenskontext mitgestalten zu können.

Wie die konkrete Verwirklichung der gegebenen Fähigkeiten umzusetzen ist, muss von einzelnen und ihrer Umgebung im Detail formuliert und verhandelt werden. Dem Staat obliege es, so Nussbaum, die äußeren Bedingungen dafür zu schaffen, die Menschen befähigen, sich für ein gutes Leben zu entscheiden. Dabei muss immer das Ganze des guten Lebens im Blick bleiben und kann das Fehlen einer Komponente nicht durch ein „mehr“ einer anderen wett gemacht werden.

Zurück zu den Realitäten von Andrea, Anja, Diana, Marta, Lizzy, Champa und den vielen anderen, die mit einem Einkommen, das oft weit unter der Armutsgrenze liegt, und mit vielen Entbehrungen – die Armutsforschung hier in Europa nennt diese "Deprivationsfaktoren" - leben müssen und deren Verwirklichungschancen stark eingeschränkt sind; die sich wie Andrea überlegen, ob sie Holz zum Heizen kaufen können oder besser in gesunde Lebensmittel investieren, die es sich wie Anja nicht mehr leisten können, FreundInnen zu sich nach Hause zum Essen einzuladen, wie Marta in schimmlichen Wohnungen leben, oder wie Lizzy und Champa in Hütten ohne Strom und Toilette.

Wer Frauen wie die oben genannten kennenlernt oder bereits kennt, begreift allerdings schnell, dass sie viel mehr über sich und ihr Leben zu erzählen haben, als die gerade beschriebenen Realitäten. Dass sie – wie wir alle komplexe Individuen sind, die in einem – wenn auch oft gebrochenen – Netz an Beziehungen leben, dass sie nicht einfach nur "Armutsbetroffene" sind, sondern auch voller Talente, Träume, Potential, das nicht

---

<sup>7</sup> Vgl. Nussbaum, Martha C., *Women and Human Development: The Capabilities Approach*, Cambridge: Cambridge University Press, 2000.



genutzt werden kann. Und dass sie nicht auf ihre Rolle als BittstellerInnen reduziert werden wollen. Die Kunst des Überlebens und oft auch des Kreierens von zumindest Momenten in denen – trotz allen Entbehrungen - guten Leben spürbar wird - beherrschen die meisten von ihnen ohnehin meisterhaft.

Schon die zu Beginn genannten kurzen Schlaglichter auf ihr Leben zeigen, dass es ihnen nicht ausschließlich darauf ankommt, was sie zum Leben HABEN, sondern es darum geht, was sie TUN und SEIN können. Einen Job zu finden, der ihren Talenten entspricht, mit FreundInnen feiern zu können, den eigenen Kindern eine Perspektive zu geben, mit Tieren zu leben, Aufführungen mit ihrer Theatergruppe zu entwickeln .... und vieles mehr, was in Armutsstatistiken und auch in vielen Berichten zu Armut nicht oder nur viel zu wenig zur Sprache kommt, jedoch unüberhörbar wird, sobald Frauen wie Andrea und Diana nach ihrem Leben gefragt werden, ihre Stimme erheben, über sich, ihre Probleme, ihre Wünsche, über ihr Leben erzählen können und ihnen Möglichkeiten gegeben werden, Gesellschaft mitzugestalten.

Wenn schließlich gelingt, was Christina Thürmer-Rohr "die Politisierung des Zuhörens" genannt hat<sup>8</sup> und die von Nancy Fraser definierte Dreifachstrategie von Umverteilung, Anerkennung und Selbstrepräsentation<sup>9</sup> – auch im Sinne politischer Mitgestaltung – zumindest ansatzweise umgesetzt werden kann, verschiebt sich die Perspektive – aber auch die konkreten Realitäten – von der materiellen Armut zum vorhandenen Reichtum der Frauen.

## **Es braucht einen Perspektivenwechsel**

Damit wäre schon der Perspektivenwechsel eingeleitet, der aus meiner Sicht für eine nachhaltige Bekämpfung von Armut genauso notwendig ist, wie konkrete sozio-ökonomische und politische Strategien bzw. der als Bedingung für die Umsetzung jener Strategien, die nachhaltig wirken betrachtet werden kann.

Und er eigentlich vielleicht eher als "Fokus"wechsel bezeichnet werden kann, denn es geht mir in erster Linie hier darum, die Aufmerksamkeit auf einen bestimmten – bislang eher vernachlässigten – Aspekt zu lenken und NICHT darum, eine Perspektive durch eine andere zu ersetzen.

### **1. "Decentring Poverty"<sup>10</sup> – oder: Den Fokus von der Armut ausgehend auf Bedürftigkeit und gutes Leben richten!**

Die Auseinandersetzung mit konkreten Armutsrealitäten im allgemeinen und den Realitäten armutsbetroffener Frauen nimmt in theologischen Werken der letzten Jahrzehnte – weit weniger Raum ein als angenommen werden könnten und wünschenswert wäre. Auch die feministische Theologie ist hier leider nicht wirklich

---

<sup>8</sup> Vgl. Thürmer-Rohr, Christina, 'Achtlose Ohren: Zur Politisierung des Zuhörens', in: Thürmer-Rohr, Christina, *Verlorene Narrenfreiheit: Essays*, Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1994, 111-129.

<sup>9</sup> Vgl. Fraser, Nancy and Naples, Nancy A., 'To Interpret the World and To Change It: An Interview with Nancy Fraser', in: *Signs*, Vol. 29, No. 4, 2004, 1103-1124.

<sup>10</sup> Vgl. Smith, Ruth L., 'Decentring Poverty', in: Bounds, Elizabeth M., Brubaker, Pamela K. and Hobgood, Mary E. (eds.), *Welfare Policy: Feminist Critiques*, Cleveland, Ohio: Pilgrim Press, 1999, 60-76.

auszunehmen – sieht man von Projekten der ökumenischen Frauenbewegung ab. In den feministisch-theologischen Publikationen der letzten Jahrzehnte kommt es zwar immer wieder zu einer Skandalisierung des Phänomens Armut, jedoch – mit wenigen Ausnahmen - kaum zu einer wirklichen Auseinandersetzung.

Den VertreterInnen vor allem lateinamerikanischer Befreiungstheologie kann es deshalb nicht hoch genug angerechnet werden, Aufmerksamkeit für die Realitäten von Armutsbetroffenen ins Zentrum ihrer Theologie gestellt zu haben, auch wenn ihre großen bekannten männlichen Vertreter zu recht dafür kritisiert wurden, die Realitäten von Frauen und überhaupt die Konsequenzen der Geschlechterverhältnisse in ihrer Analyse weitgehend ignoriert zu haben.

Meine Intention ist deshalb auch nicht eine Ansage gegen das befreiungstheologische Postulat von der Option für die Armen sondern vielmehr der Vorschlag einer Weiterentwicklung deselben.

Mit ihrem starken Fokus auf Armut hat sich befreiungstheologisches Denken meiner Meinung nach nämlich auch in ein Dilemma manövriert, das ich ein sozio-symbolisches Dilemma nenne. Damit meine ich die Schwierigkeiten, zu denen es führt, etwas – nämlich die Armut – gleichzeitig zum – symbolischen - Zentrum des – theologischen - Denkens zu machen und als soziales Phänomen überwinden zu wollen.

Wie kann es in einem solchen Denksystem gelingen, daran zu glauben, dass Armut wirklich und ganz überwindbar ist. Kann es gelingen?

Namhafte Befreiungstheologen wie Boff und Pixley, retten sich hier in die für mich unbefriedigende Überlegung dass es auch wenn soziale Gerechtigkeit herrscht, immer irgendeine Art von Unrecht oder Leiden geben wird. Aber ist es dann sinnvoll eine sozio-ökonomische Realität ins Zentrum der Theologie zu stellen oder sollten wir dann nicht besser menschliche Verletzlichkeit und Bedürftigkeit ins Zentrum zu stellen.<sup>11</sup>

Auch ein "breiteres" Verständnis von Armut - das auf Verletzlichkeit und Bedürftigkeit rekurriert - scheint mir nicht hilfreich, ging es doch – nicht zuletzt – der Befreiungstheologie – genau darum, die sozio-ökonomische Dimension von Armut in den Blick zu nehmen.

Die Vermischung von Armutssituationen mit jeglicher Art von Leiden ist meines Erachtens kontraproduktiv, muss es doch gerade das Ziel jeder Befreiungstheologie sein vermeidbares Leiden, wie es durch materielle Armut entsteht und durch sozio-ökonomische Maßnahmen überwunden werden kann, zu unterscheiden von jenem unvermeidbaren Leiden – zum Beispiel am natürlichen Tod eines geliebten Menschen, mögen die Grenzen zwischen dem einen und dem anderen auch noch so komplex sein. Anstelle der Aufforderung von Boff und Pixley, die Armen zu lieben, wegen der ungerechten und schmerzhaften Realitäten, in denen sie leben, würde ich vorschlagen, Menschen mit Armutserfahrungen Respekt und Liebe entgegenzubringen, nicht wegen des Unrechts, das ihnen widerfährt, sondern weil sie Menschen sind, voller Potential und bedürftig wie wir alle.

Letztlich geht es nicht darum eine Theologie für die Armen zu entwickeln und auch nicht um eine Theologie, in deren Zentrum Armut steht, sondern – in Anlehnung an die Worte der gerade viel zu früh verstorbenen argentinisch-schottischen Theologin Marcella Althaus-

---

<sup>11</sup> Vgl. Pixley, Jorge und Boff, Clodovis, *The Bible, the Church and the Poor, Liberation and Theology Series Vol. 6*, New York, Orbis and Wellwood, Burns & Oates, 1989.

Reid - um einen Theologie, die eine bedeutsame Praxis hervorzubringen vermag, für die wohnungslosen Frauen die auf der Straße schlafen, die alleinerziehenden Mütter, die keinen Job finden, die AsylwerberInnen, denen es nicht erlaubt wird, für ihren eigenen Lebensunterhalt zu arbeiten, die Menschen ohne Papiere die als "Illegale" bezeichnet werden, den Menschen im psychischen Krankheiten und den vielen Anjas, Andreas, Lizzys ... und natürlich auch den in Armut lebenden Männern und Kindern – dieser Welt.<sup>12</sup>

Um einen Beitrag für diese Menschen zu leisten, muss Theologie so konkret wie möglich werden, wie der argentinische Befreiungstheologie Ivan Petrella es ausdrückt – und die Befreiungstheologie hat dies natürlich über weite Strecken erfüllt bzw. tut es immer noch. TheologInnen, denen es wirklich um Befreiung geht, müssen, deshalb so Petrella mit einem Fuß in den Sozialwissenschaften stehen, denn es sie in den Sphären von Ökonomie, Politikwissenschaften und Sozialpolitik, wo es wirklich um Leben und Tod geht und wo es im Sinne der Entlarvung von Götzendiensten und der Arbeit an den symbolischen Grundlagen gerade für TheologInnen sehr viel zu tun gäbe.<sup>13</sup>

Die Arbeit am Perspektivenwechsel und das Aufdecken jener Mythen, die ein Mehr an Gerechtigkeit verhindern, ist also gerade für TheologInnen vordringliche Aufgabe.

## 2. Von der Autonomie zur Bedürftigkeit

Der Vorwurf einer „dependency culture“, einer spezifischen Kultur der Abhängigkeit, in die BezieherInnen staatlicher Sozialleistungen angeblich zwangsläufig abrutschen, ist ein alter Begleiter sozialpolitischer Debatten und hat als solcher bereits einige Jahrzehnte überlebt.<sup>14</sup> Derzeit erfährt diese Vorannahme, die in der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Diskussion auch „Armutstheorem“ genannt wird, eine Renaissance, die meines Erachtens vor allem in der Phantasie- und Hilflosigkeit gründet, mit der die verantwortlichen PolitikerInnen den sozialen, ökonomischen und politischen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gegenüber stehen.

Wenn die eigentlich „Schuldigen“ der Krise nicht gefunden und benannt werden können, was liegt dann näher als die Betroffenen selbst zur Verantwortung zu ziehen: Mit ihrer Kultur der Abhängigkeit, so heißt es, fügten sie dem ökonomischen System großen Schaden zu und verfestigten zugleich die eigene Armutssituation. Gefordert und zu fördern sei deshalb eine „Kultur der UnternehmerInnen“, die nach Möglichkeit nicht nur Arbeitslosenstatistiken bereinigen, sondern auch aus der wirtschaftlichen Rezession führen soll.

An der mit diesem Ansinnen verbundenen Motivation zu eigenverantwortlichem Handeln ist an sich wenig auszusetzen. Problematisch jedoch ist das damit einhergehende Menschenbild vom autonomen Einzelkämpfer (meist männlich – wird aber heutzutage

---

<sup>12</sup> Vgl. Althaus-Reid, Marcella, Both Indecent and Ex-centric: Teaching Feminist Theology for Articulation or for Exoticism? In: Centre for Contemporary Theology LSU College, Southampton, Liberating the Vision, Papers of the Summer School 24th-28th May 1996, 71-77.

<sup>13</sup> Vgl. Petrella, Ivan, *Beyond Liberation Theology: A Polemic*, London: SCM Press, 2008

<sup>14</sup> Vgl. dazu Dean Hartley, Peter Taylor-Gooby, Dependency Culture. The explosion of a myth. New York et al: 1992; und Gebauer, Ronald, Petschauer, Hanna and Vobruba, Georg, *Wer sitzt in der Armutsfalle? Selbstbehauptung zwischen Sozialhilfe and Arbeitsmarkt*, Berlin: edition sigma, 2002.

auch von Frauen erwartet) - die künftig nicht nur eigene Abhängigkeiten von anderen, sondern auch die Abhängigkeiten anderer von ihm bzw. ihr selbst vermeiden sollte. Ging es dem in der Nachkriegszeit entstehenden Sozialstaat darum, individuelle Risiken zu vergesellschaften und damit ein Stück Solidarität zu institutionalisieren, so werden die damals als soziale Errungenschaften gefeierten Mechanismen jetzt wieder abgeschafft oder zumindest „umprogrammiert“. Treffend bezeichnet der Sozialwissenschaftler Stefan Lessenich die einschlägige Rede von der Ich-AG als „Chiffre der neuen Gestalt sozialstaatlicher Politik schlechthin“<sup>15</sup> Die Verpflichtung zu mehr Eigenverantwortung wird als persönliche Autonomie und als scheinbare Steigerung der Möglichkeiten selbst bestimmten Handelns verkauft. Ein gutes Leben führt, so wird suggeriert, wer der Vor- und Fürsorge des Staates nicht bedarf. (Mag sein, dass sich aufgrund der aktuellen Wirtschaftskrise hier zumindest rhetorisch ein "Trendwechsel" auftut, dessen Wirkung bzw. Nachhaltigkeit jedoch noch nicht abzusehen ist.)

Auf diese Weise werden aber Fürsorgeaktivitäten ebenso wie der Staat selbst diskreditiert: Der Staat erscheint als Apparat, den es möglichst „schlank zu halten“ gilt. Als „Netzwerk von ökonomischen, politischen, bürokratischen, rechtlichen und kulturellen Machtbeziehungen“<sup>16</sup>, das von Menschen im Hinblick auf die von ihnen gewünschten Formen und Regeln des Zusammenlebens gestaltet wird, gerät er aus den Blick, mehr noch: macht er sich selbst schier überflüssig.<sup>17</sup> In einem solchen Klima bleibt der gesellschaftliche Umgang mit Bedürftigkeit und Abhängigkeiten, die gänzlich zu ignorieren der gesunde Menschenverstand denn doch verbietet, ambivalent: nach Möglichkeit soll er auf das absolut notwendige Mindestmaß reduziert werden. Wie wir jedoch alle aus Erfahrung wissen (könnten), braucht jede Person die Zuwendung und Fürsorge anderer, am Lebensende meist genauso intensiv und dringend wie zum Lebensbeginn und in Krankheitszeiten, aber auch Tag für Tag im normalen Alltag. „We all live subsidized lives“<sup>18</sup>, bringt es die us-amerikanische Juristin Martha A. Fineman auf den Punkt: niemand kann gänzlich für und aus sich allein ein gutes Leben führen. Das müsste eigentlich auch verantwortlichen PolitikerInnen einsichtig sein. Ein Verständnis von Menschsein als Bedürftigsein weckt jedoch offensichtlich unmittelbar Assoziationen mit wahrgenommenen Abhängigkeiten und in der Folge breites Unbehagen. „Abhängigkeit ... ist das schmutzigste Wort in der USA von heute“ analysiert die Historikerin Ricky Solinger den Bewusstseinszustand wohl nicht nur der us-

---

<sup>15</sup> Stephan Lessenich, Im Dienste des großen Ganzen. Die Ich-AG als Chiffre eines Umbruchs, in: Freitag 07, 7. Februar 2003; ebenfalls erschienen in: Pflicht zum Risiko? Dokumentation der 5. Österreichischen Armutskonferenz, Wien 2003, 60-62.

<sup>16</sup> Birgit Sauer, Demokratisierung mit oder gegen den Staat? In: Gabriele Abels, Stefanie Sifft Hg., Demokratie als Projekt. Feministische Kritik an der Universalisierung einer Herrschaftsform, Frankfurt/Main; New York 1999, S. 79-103, 92.

<sup>17</sup> In einer TV-Diskussion zum Thema „Wie sozial ist Österreich?“ (ORF, 13.2.2005) zu der ich als Vertreterin sozialer Organisationen geladen war, fehlten VertreterInnen der staatlichen Politik. Gemeinsam mit einer Armutsforscherin und einem Gewerkschaftsvertreter verhandelte ich dort gewissermaßen direkt die Anliegen von armutsbetroffenen Personen bzw. ArbeitnehmerInnen mit zwei österreichischen Großunternehmen. Ob und wie eine Berufspolitik, die sich derart ihrer Vermittlungsaufgabe entzieht, überhaupt noch gebraucht wird und wie sie zu ersetzen wäre, wäre dringend weiter zu diskutieren.

<sup>18</sup> Martha Albertson Fineman, The Autonomy Myth. A Theory of Dependency, London; New York 2004, xvii.

amerikanischen Gesellschaft.<sup>19</sup> Wer abhängig sei, könne keine „richtigen“ und „vernünftigen“ Entscheidungen mehr treffen, so die Schlussfolgerung einer Geisteshaltung, die ignoriert, dass Entscheidungen immer in Abhängigkeiten getroffen werden und es das gänzlich autonome Individuum nicht gibt, weder im Bezug auf das Verhältnis der Menschen zueinander noch im Hinblick auf das Verhältnis der einzelnen zum Staat. Abhängig zu sein von der Zuwendung und Unterstützung anderer und eines Kollektivs wie auch von der uns umgebenden Umwelt ist und bleibt Teil der menschlichen Natur und als solcher keineswegs ein Hindernis für ein Leben in Freiheit. Gelänge es, den tief eingepprägten Dualismus von Abhängigkeit und Freiheit hin auf ein Verständnis von Freiheit in Bezogenheit aufzulösen, müsste die Einsicht in die eigene Bedürftigkeit, die immer auf die eigene Verletzlichkeit und Abhängigkeit von anderen verweist, nicht länger als Bedrohung erscheinen.<sup>20</sup>

## 2. Von der Eingliederung zur Dissidenz

Wenn über Mittel und Wege Armut und Ausgrenzung zu bekämpfen nachgedacht wird, scheint die Antwort oft schnell auf der Hand zu liegen. Ausgegrenzte sollen nicht länger marginalisiert, sie sollen eingebunden werden, vom Rand in die Mitte rücken, im Zentrum dabei sein. So auch das Konzept der sozialen Inklusion, wie es im Zentrum europäischer Sozialpolitik steht.

Erst auf den zweiten Blick stellt sich die Frage, um welche "Mitte" es sich dabei eigentlich handelt, wer diese definiert, und mit welchen Unterwerfungs- bzw. Anpassungsgesten die Bewegung vom Rand in die Mitte verbunden ist.

Und als kritische Menschen beginnt es uns spätestens an dieser Stelle zu dämmern, dass es mit dem Einbinden der ehemals Ausgegrenzten nicht getan sein kann, dass die "Einbindung" auch aus der Perspektive der Ausgegrenzten möglicherweise gar nicht wünschenswert und vielleicht ohnehin unmöglich ist, das neue Ausgrenzungen produziert werden und es folglich um nicht weniger gehen muss, als darum "das Ganze" zu verändern.

Jahrzehntelanges Lernen und Arbeiten in der feministische Bewegung und die Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Erfahrungen ausgegrenzter Frauen und Männer haben mich gelehrt, dass es zwar vordergründig am leichtesten ist über das Mittel der Anpassung an besserer Stelle in Dominanzstrukturen eingebunden zu werden, sie haben mich aber auch misstrauisch gegenüber derlei Integrationsbewegungen gemacht.

"Wir wollen nicht ein Stück des Kuchens – wir wollen einen anderen Kuchen" hieß es plakativ zu Beginn der zweiten Welle der Frauenbewegung und ich halte diesen Slogan auch für die Frage der Armutsbekämpfung für richtig und hilfreich.

Aus der Perspektive des herzustellenden guten Lebens für alle Menschen und für die

---

<sup>19</sup> Ricky Solinger, Solinger, Dependency and choice, in: Eva Feder Kittay & Ellen K. Feder Hg., The Subject of Care. Feminist Perspectives on Dependency, 61-85 (Uebersetzung MM.). Zur stigmatisierenden Bedeutung von Abhängigkeit vgl. auch Martha A. Fineman a.a.O.

<sup>20</sup> Zu dem dieser Frage eng verwandten scheinbaren Widerspruch von Autonomie und Beziehung vgl. Moser, Maria, Selbst, aber nicht alleine: Relationale Autonomie als Ansatzpunkt für feministische christliche Sozialethik, unveröffentlichtes Manuskript.

ganze Schöpfung kann es schließlich nicht darum gehen, für sich und einige andere an die sprichwörtlichen Rosinen heranzukommen. Statt dessen gilt es Ingredienzien für einen Kuchen zu sammeln, der alle zu nähren imstande ist.

### **3. Vom Mangel zur Fülle**

Gängige ökonomische Diskurse sind von der Annahme bestimmt, dass es einen Kampf aller Menschen, deren Bedürfnisse als grenzenlos und immer weiter wachsend angenommen werden, um mangelnde Ressourcen gibt und immer geben werden muss. Eine Annahme, die auf doppelte Weise zu hinterfragen ist. Denn auch wenn die Begrenztheit natürlicher Ressourcen nicht zu bestreiten ist und in Zeiten des Klimawandels auch zunehmend die verdiente Aufmerksamkeit bekommt, besteht aus ethischer Sicht die Notwendigkeit zunächst die Perspektive auf und den Umgang mit genau jenen Ressourcen zu klären, bevor feststeht, ob tatsächlich von einem Mangel gesprochen werden kann. Dabei ist auch die Frage zu stellen, ob wir als Menschen tatsächlich vorrangig von der grenzenlosen Gier nach immer mehr Dingen angetrieben werden. Persönliche Erfahrungen zeigen uns genauso wie biblische Texte, dass ein ständiger Zuwachs an materiellen Gütern Menschen nicht notwendig glücklicher macht. Natürlich ist eine existenzsichernde materielle Basis notwendig, um sicher und gut leben zu können, darüber hinaus jedoch scheinen Lebensqualität und Glück gerade vom Gefühl der Zufriedenheit und folglich von einem satten "genug" abzuhängen. Eine Tatsache die in den letzten Jahren auch von den Ergebnissen der "Glücksforschung" bestätigt wird.<sup>21</sup> Die biblische Zusage, dass allen Menschen ein Leben in Fülle zuteil werde, will uns Gewissheit vermitteln, dass der Reichtum der Erde für alle reicht. Der Blickwechsel vom Mangel zur Fülle geht dabei Hand in Hand mit dem Wechsel von einer quantitativen zur qualitativen Perspektive, die uns erkennen lässt, dass das Problem nicht daran liegt, dass nicht genug für alle da wäre, sondern vielmehr darin, dass wir mit dem Vorhandenen nicht so umgehen, dass es für alle reichen kann.

Auch wenn es auf den ersten Blick paradox erscheint, ermöglicht uns also gerade eine Perspektive der Fülle einen besseren Umgang mit begrenzten Ressourcen.

Auch und nicht zuletzt weil eine solche Perspektive uns auch die Angst zu nehmen, die aus unserer Bedürftigkeit resultiert. Niemand kann "zu kurz" kommen, wenn es genug für alle gibt.

#### **Konkrete Schritte zum guten Leben für alle**

#### **Oder: Für eine Politik des Sozialen, die von der Bedürftigkeit und der Fülle ausgeht**

Staatliche Sozialpolitik dient heute – wie schon zur Zeit ihrer Erfindung im viktorianischen England – vor allem der Regulierung und Klassifizierung von

---

<sup>21</sup> Vor allem im angelsächsischen Raum sind zu dieser Frage in den letzten Jahrzehnten eine Anzahl an Studien und Publikationen veröffentlicht worden, u.a. Richard Layard, *Happiness: Lessons from a New Science*, London: Penguin, 2005; Oliver James, *Affluenza: How to be Successful and Stay Sane*, London: Vermillon 2007.

Bedürfnissen und somit der Kontrolle derer, an die sie sich richtet. Zumeist recht willkürlich definiert sie Grenzen, die aufzeigen, was eine Gesellschaft Menschen zuzugestehen bereit ist, die auf Unterstützung angewiesen sind. Die in Form von Sozialleistungen erbrachten staatlichen Geld-Transferleistungen werden dabei erstaunlicherweise mit ganz anderem Maß gemessen als beispielsweise staatliche Fördermaßnahmen für angeblich staatsunabhängige Betriebe, wie es derzeit an den "Finanzspritzen" für den Bankensektor deutlich wird. Während im Fall der Sozialleistungen – trotz der vergleichsweise minimalen Summen – Abhängigkeit und möglicher Missbrauch diagnostiziert und angeklagt werden, scheint die staatliche Förderung von Unternehmen normalerweise nicht in größerem Ausmaß zu bekümmern. Völlig unbeachtet bleibt auch in den meisten kritischen Debatten um notwendige Reformen des Sozialstaats, dass die VerliererInnen großteils weiblichen Geschlechts und fast immer Ausführende jener fürsorglichen Tätigkeiten sind, ohne die kein Mensch leben kann. Allerdings ist es nicht die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht an sich, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts das Armutsrisiko für viele Frauen erhöht, sondern die fast immer damit verbundene Übernahme unbezahlter Fürsorgetätigkeiten. Entzieht sich eine Frau diesen Tätigkeiten und schlägt den Weg des „männlichen“ Vollverdieners ein, der Fürsorgepflichten an (andere) Frauen delegiert, bleiben ihr die entsprechenden sozialpolitischen Benachteiligungen weitgehend erspart. Gleichzeitig gilt, dass die wenigen Männer, die heute schon einen Großteil ihrer Zeit und Energie in unbezahlte Hausarbeits- und Fürsorgetätigkeiten stecken, sozial schlecht abgesichert sind und spätestens im Alter mit hoher Wahrscheinlichkeit an oder unter der Armutsgrenze leben werden. Die Übernahme von Fürsorgetätigkeiten – das Eingehen auf und Umgehen mit der Bedürftigkeit von anderen – bringt also „signifikante materielle Implikationen“<sup>22</sup> mit sich, denn derlei Tätigkeiten sind vorerst nicht mit einem Kompensationsanspruch verbunden und erscheinen auch nicht oder zu wenig in volkswirtschaftlichen Kennzahlen. Obwohl die Gesellschaft ebenso wie die Ökonomie ein vitales Interesse daran hat, dass neue Generationen ins Zusammenleben begleitet und kranke oder alt gewordene Gesellschaftsmitglieder würdig gepflegt werden, gelten die entsprechenden Tätigkeiten noch immer als Privatvergnügen, vergleichbar etwa mit der Anschaffung eines Porsche.<sup>23</sup> Während Porsche-ProduzentInnen jedoch im Normalfall auf kräftige staatliche Unterstützung zum Beispiel durch Steuererleichterungen und günstige Dienstvertragsregelungen zählen können, fällt für Menschen, die man als „Produzentinnen“ von Kindern bezeichnen könnte, vergleichsweise wenig ab. Kosten und Lasten werden zumeist in vollem Ausmaß von ihnen selbst getragen. Für die amerikanische Rechtswissenschaftlerin Martha A. Fineman entstehen dadurch „soziale Schulden“ der Gesellschaft. Staatliche Geldleistungen für Fürsorgetätigkeiten wären folglich nicht als Zeichen von besonderem sozialen Engagement, sondern vielmehr als Rückzahlung eines Kredits zu begreifen.<sup>24</sup> In diesem Sinne wäre dann eigentlich der Staat als "Sozialschmarotzer par excellence" zu sehen. Anders würde eine Finanz-, Wirtschafts- und Sozialpolitik aussehen, die von der Bedürftigkeit als menschlichem Normalzustand ausgeht. Sie würde ins Kalkül ziehen,

---

<sup>22</sup> Vgl. Martha A. Fineman a.a.O. 37.

<sup>23</sup> Ebd. 42f.

<sup>24</sup> Vgl. ebd. Chapter 2.

dass alle Menschen ständig die eine oder andere Form der Fürsorge brauchen und folglich auch die Übernahme entsprechender Tätigkeiten einen selbstverständlichen Teil jedes menschlichen Lebens bildet. Logische Folgen wären beispielsweise die Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit und die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens, bzw. einer Mindestsicherung, die diesen Namen tatsächlich verdient.

### **Fürsorgliche und dissidente BürgerInnen**

Bedürftigkeit als menschlichen Normalzustand zu akzeptieren, verlangt auch nach alternativen Konzepten des Zusammenlebens und der Politik. Die niederländische Ethikerin Selma hat in diesem Zusammenhang das Konzept der „Caring Citizens“, als Modell einer im besten Sinne des Wortes fürsorgenden BürgerInnengesellschaft.<sup>25</sup>, entwickelt.

Der Begriff „Caring Citizen“ steht dabei für den Entwurf einer Gesellschaft, in der Menschen sich gleichzeitig als EmpfängerInnen der Fürsorge anderer und als fürsorgend Tätige verstehen. Denn so wie alle Menschen grundsätzlich der Fürsorge anderer bedürfen, sind auch alle Menschen grundsätzlich in der Lage, Fürsorge zu geben. Bedürftigkeit und Fürsorge wäre also als politische Praxis neu zu gestalten. Dabei könnte gerade auch mit jenen, die ihre Bedürftigkeit derzeit als bedrohlich erleben, ein erneuertes Verständnis von Bedürftigkeit entwickelt werden. Es müsste auf der Erkenntnis gründen, dass die wechselseitige Sorge füreinander den selbstbestimmten Spielraum der einzelnen keineswegs einengt, ihn vielmehr erheblich erweitert, allerdings nur, wenn sie mit Respekt für die Individualität der anderen und begleitet von der dafür notwendigen offenen Kommunikation hinsichtlich der eigenen Wünsche, Möglichkeiten und Bedürfnisse ge- und erlebt wird. Achtsamkeit, Verantwortung, Kompetenz und Einfühlungsvermögen sind zentrale Elemente einer solchen Care-Ethik und würden in einer erneuerten Kultur gegenseitiger Fürsorge nicht länger auf den privaten Umgang beschränkt, sondern in ihrem politischen Gewicht erkannt.<sup>26</sup> Die Öffentlichkeit würde (wieder) zu einem Ort, an dem Menschen, die in „Netzwerken der wechselseitigen Abhängigkeit, Fürsorge und Verantwortung leben“<sup>27</sup> Neues miteinander ausprobieren können. Regierungsverantwortliche wären nicht länger zu verstehen als diejenigen, die im „Cockpit der Gesellschaft“<sup>28</sup> alles steuern, sondern hätten eine moderierende und zusammenführende Rolle und die Pflicht, dafür zu sorgen, dass unterschiedliche Stimmen und Ansätze gehört und miteinander verhandelt werden.

Viel Politik würde außerhalb der traditionellen staatspolitischer Arenen betrieben: „Gemeinwesenarbeit, Pflege, Bildungsberatungsprojekte, Schulen, sozialpsychiatrische Einrichtungen, Altersfürsorge, Kinderschutzeinrichtungen und die Polizei würden einen neuen Ort in einer neuen sozialen Infrastruktur des Sorgens bekommen“.<sup>29</sup>

---

<sup>25</sup> Vgl. Selma Sevenhuijsen, *The Place of Care. The Relevance of the Ethics of Care for Social Policy*, in: Selma Sevenhuijsen, Alenka Svab Hg., *Labyrinths of Care. The Relevance of the Ethics of Care Perspective for Social Policy*, Ljubljana 2003.

<sup>26</sup> Vgl. dazu auch: Ina Praetorius, *Die postpatriarchale Zukunft der Achtsamkeit*, in: *Theologisch-praktische Quartalsschrift* 4/2004, 368-375.

<sup>27</sup> Selma Sevenhuijsen a.a.O. 17 (Übersetzung MM).

<sup>28</sup> Ebd.

<sup>29</sup> Ebd. 18.



Nicht die blanke und undifferenzierte Forderung nach „mehr Eigenverantwortung“ ist also notwendig. Vielmehr wäre zu klären, wie ein Prinzip des verantwortlichen Lebens in Freiheit und Bezogenheit in jeder Lebensphase ein- und ausgeübt werden kann, wie Abhängigkeiten respektvoll gestaltet und das wechselseitige fürsorgliche Tätigsein unabhängig von tradierten Geschlechterrollen gelebt werden können, in öffentlicher Verwaltung und in der Zivilgesellschaft ebenso wie auch in intimeren Bereichen des Zusammenlebens.

Denn freilich wird der Umgang mit der eigenen Bedürftigkeit, das Verwiesensein auf die eigene Verletzlichkeit und auf Abhängigkeiten schwierig bleiben und in seiner existenziellen Tiefe immer auch eine private Dimension behalten. „Tägliche Fürsorge hat stets damit zu tun, wer jemand ist und sein kann und folglich mit der eigenen Identität. Als solche ist sie untrennbar verbunden mit Körperlichkeit und Intimität“.<sup>30</sup> Deshalb und nicht zuletzt wird es im Rahmen einer erneuerten Politik des Sozialen auch darum gehen, die Grenzen zwischen öffentlichen und privaten Räumen gemeinsam und mit der gebotenen Sorgfalt stets aufs Neue zu ziehen.

Um ein solches Umdenken, eine solche neue Kultur zu ermöglichen, ist zunächst eine Haltung der "freiwilligen Dissidenz" nötig, die bewusste Abweichung und in Fragestellung von den dominierenden Strukturen und Modellen. Ein Vorleben und Vordenken von Alternativen, dass von jeder und jedem von uns ausgehen kann. Der berühmte tschechische Dissident und spätere Präsident Vaclav Havel beschreibt dies auf eindrückliche Weise in seinem Ende der 70er Jahre verfassten Artikel "Die Macht der Ohnmächtigen"<sup>31</sup>, der auch unter geänderten Systembedingungen nicht an Aktualität verloren hat. Der dabei vermittelte Gedanke der "Kontrastgesellschaft", die auf von vielen einzelnen als Alternative zum herrschenden System inmitten dessen gebaut wird, wird auch von feministischer und politischer Theologie und Sozialethik seit vielen Jahren vermittelt.<sup>32</sup>

## **Ein gutes Leben für alle**

Einkommen und Arbeit umverteilen und soziale Infrastruktur sichern und die gesellschaftliche Teilhabe und politische Mitgestaltung aller zu ermöglichen, das wären die ganz konkreten Eckpunkte einer Politik, die als Ziel ein gutes Leben für alle schaffen will.

Der dabei geforderte alternative Zugang zu Wirtschaften und Arbeiten sei am konkreten Modell der deutschen Ökonomin Adelheid Biesecker noch einmal skizziert:<sup>33</sup> Biesecker,

---

<sup>30</sup> Ebd. 37.

<sup>31</sup> Der Essay ist heute unter dem Titel "Vom Versuch in der Wahrheit zu leben" zu finden in: Vaclav Havel, Vom Versuch in der Wahrheit zu leben, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2000.

<sup>32</sup> Vgl. dazu u.a. die Werke der feministischen Theologin Elisabeth Schüssler Fiorenza, die uns auffordert als "resident aliens" für Veränderungen zu wirken, der Sozialethikerin Beverly W. Harrision, der Befreiungstheologin Marcella Althaus-Reid, sowie der politischen Theologen Jürgen Motlmann und Stanley Hauerwas.

<sup>33</sup> Adelheid Biesecker, Kooperative Vielfalt und das „Ganze der Arbeit“, in: Die Armutskonferenz Hg., „Es ist genug für alle da!“ Erwerbsarbeit und soziale Sicherheit, Wien 1999, 47-55. Grundsätzliche Überlegungen zu einem bedingungslosen Grundeinkommen, die in einigen Detailfragen über das Konzept Bieseckers hinausgehen, habe ich gemeinsam mit Ina Praetorius, Antje Schrupp, Maria K. Moser und einer Reihe weiterer AutorInnen in dem Text „Sinnvolles

die vorsorgende Tätigkeiten als Voraussetzungen für jegliches Wirtschaften bewertet, zeigt auf, dass die Ökonomie „vor der monetären ... (noch) eine soziale und ein physische Dimension“ hat.<sup>34</sup> Zentraler Ansatzpunkt ihres Konzepts ist die Notwendigkeit einer neuen Verteilung von Einkommen, Zeit und unterschiedlichen Arbeiten, die sie in die vier großen Bereiche Erwerbsarbeit, Versorgungsarbeit, Gemeinwesenarbeit und Eigenarbeit unterteilt. Darüber hinaus müsse, so ist es in dem Ansatz vorgesehen, auch noch Zeit für Muße bleiben. Angestrebt wird mit dem Modell nämlich sowohl Güter- als auch Zeitwohlstand.

Neben der Förderung neuer Erwerbsarbeitsbereiche - zum Beispiel im Bereich des Umweltschutzes - wird die bereits vorhandene Erwerbsarbeit durch generelle Arbeitszeitverkürzung und eine stark progressive Versteuerung von Mehrarbeit umverteilt. Dadurch werde, so Biesecker, Zeit für Versorgungsarbeit frei, die gleichzeitig aufgewertet und ausgestaltet und durch ein Grundeinkommen finanziell abgesichert werden müsse. Flankierend dazu werden bessere soziale Infrastruktureinrichtungen wie Kindergärten, Gemeinschaftsküchen und neue Formen sozialen Wohnens, die Förderung von Gemeinwesenarbeit sowie Qualifizierung und Weiterbildung zur Verfügung gestellt, damit möglichst alle die neu entstehenden Wahlmöglichkeiten auch gut nutzen können. Die Finanzierung eines bedingungslosen Grundeinkommens, das den durch die Arbeitszeitverkürzung bedingten Lohnverlust kompensiert, soll laut Biesecker durch Produktivitätsgewinne der Marktökonomie, Steuern auf Kapitaltransaktionen und auf Naturverbrauch erfolgen.

Der Staat bleibt in diesem Modell ein bedeutender Akteur mit wichtigen Aufgaben. Er wäre zum Beispiel verpflichtet, die notwendigen gesellschaftlichen Räume und Zeiten zur Verfügung zu stellen, um der Gefahr der Zersplitterung entgegenzutreten, und hätte um die Weiterbildung und Unterstützung der Kompetenz der BürgerInnen besorgt zu sein. Beschäftigungspolitik würde so zur „Politik für das Tätigkeitskonzept einer Mitgestaltungsgesellschaft, an der alle teilnehmen können und in der die Prinzipien Partizipation, Kooperation, Subsidiarität und Verantwortung gelten“.<sup>35</sup>

## **Für eine Globalisierung des Sozialen**

Einkommen umzuverteilen durch das Recht auf eine monetäre Mindestsicherung über der Armutsgrenze und eine faire Belastung von Vermögen und Vermögenszuwachsen; soziale Infrastruktur sicherzustellen und damit für alle den Zugang zu Bildung, Gesundheitsversorgung, öffentlichem Verkehr, Versorgung mit Grundgütern wie Wasser und Energie, aber auch zu Beratungs- und Betreuungsleistungen zu sichern; und Arbeitsplätze und Arbeitszeit neu gestalten: Das sind auch die drei Eckpfeiler wirksamer Armutsbekämpfung, wie sie die österreichische Armutskonferenz seit Jahren fordert.<sup>36</sup>

---

Zusammenleben im ausgehenden Patriarchat. Argumente für ein leistungsunabhängiges Grundeinkommen und weitere Gedanken zum Thema Geld, Arbeit und Sinn“ dargelegt, der u.a. auf der Website [www.gutesleben.org](http://www.gutesleben.org) publiziert wurde. Vgl. Antje Schrupp ua., Sinnvolles Zusammenleben im ausgehenden Patriarchat, in: Neue Wege 6/2004, 166-171.

<sup>34</sup> Adelheid Biesecker a.a.O. 48

<sup>35</sup> Ebd. 54.

<sup>36</sup> Siehe dazu vor allem das Mindestsicherungskonzept der Armutskonferenz, zu finden unter: [www.mindestsicherung.at](http://www.mindestsicherung.at)

Was zu tun wäre, liegt also auf der Hand. Was fehlt ist vor allem der entsprechende politische Wille.

Dies gilt auch mit dem Blick auf weltweite Armut.

Auch wenn es zunächst unrealistisch erscheinen mag. (Wobei zu bedenken und aus der Geschichte zu lernen ist, dass was unrealistisch erscheint noch lange nicht unrealisierbar ist.) Was für Österreich und Europa gilt, muss nicht nur, es könnte durchaus auch in der Bekämpfung von weltweiter Armut umgesetzt werden. Auch für die ärmsten Länder der Welt gilt, dass Investitionen in soziale Infrastruktur, qualitativ hochwertige Arbeitsplätze und die Sicherung eines ausreichenden Einkommens (nicht nur Erwerbsarbeit) für wesentliche Voraussetzung für Armutsbekämpfung und Rahmenbedingungen für ein gutes Leben für alle sind.

Nicht die Abschottung eines sozialen Europas ist also gefragt, sondern vielmehr der "Export" einer erneuerten Politik des Sozialen, eine Globalisierung des Sozialen im Sinne des Schaffens weltweiter Gerechtigkeit.

Damit das gute Leben kein leeres Versprechen bleibt und auch nicht nur eine Option, sondern zur konkret erfahrbaren Realität wird, für alle, auch und besonders für Anja, Anderea, Diana, Marta, Rose, Maria, Vicky, Ludmilla, Lizzy, Susan, Champa und die vielen anderen Frauen, Männer und Kinder mit Armutserfahrungen.

Dr.<sup>in</sup> Michaela Moser hat in Innsbruck/A, Nijmegen/NL und Southampton/UK Theologie, und in Wien Public Relations studiert und sieht ihre Arbeit heute an den Schnittpunkten von Lobbying, Forschung, Öffentlichkeits- und Empowermentarbeit verortet. 2007 Promotion in Philosophie an der University of Wales, Lampeter mit einer feministisch-sozialethischen Arbeit zum Thema "A Good Life for All". Seit 2003 als Leiterin der Öffentlichkeitsarbeit der Dachorganisation der staatlich anerkannten Schuldenberatungen beschäftigt; seit vielen Jahren in der österreichischen Armutskonferenz engagiert, seit 2006 Vizepräsidentin des Europäischen Antiarmutsnetzwerk EAPN.

Kontakt und weitere Informationen: [michaela.moser@armutskonferenz.at](mailto:michaela.moser@armutskonferenz.at)

### **Literaturempfehlungen:**

*Bücher, an denen ich mitgeschrieben habe bzw. in denen Beiträge von mir zu finden sind:*

Moser, Michaela and Praetorius, Ina (eds.), *Welt gestalten im ausgehenden Patriarchat*, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2003.

Praetorius, Ina (ed.), *Sich in Beziehung setzen: Zur Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit*, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, 2005.

HINTERBERGER, Friedrich / HUTTERER, Harald / OMANN, Ines / FREYTAG, Elisabeth (Hg.) *Welches Wachstum ist nachhaltig?* Wien: Mandelbaum-Verlag 2009-

Dimmel, Heitzmann, Schenk: *Handbuch Armut in Österreich*. Innsbruck, Studienverlag 2009.

Heitzmann, Karin and Schmidt, Angelika (eds.), *Frauenarmut: Hintergründe, Facetten, Perspektiven*, Frankfurt a. Main et al: Peter Lang, 2001.

Heitzmann, Karin and Schmidt, Angelika (eds.), *Wege aus der Frauenarmut*, Frankfurt a. Main et al: Peter Lang, 2004.

*Weitere Literatur:*

Arendt, Hannah, *Vita activa, oder: Vom tätigen Leben*, München: Piper 1999.

Biesecker, Adelheid, Mathes, Maite, Schön, Susanne and Scurrill Babette (eds.), *Vorsorgendes Wirtschaften: Auf dem Weg zu einer Ökonomie des Guten Lebens*, Bielefeld: Kleine Verlag, 2000.

Baatz, Dagmar; Rudolph, Clarissa; Satilmis, Ayla (Hrsg.); *Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit*, Münster, 2004.

*beiträge zur feministischen theorie und praxis* 68: "Frauen denkt ökonomisch", 2007.

Conradi, Lisa, *Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit*, Frankfurt/New York, 2001.

Elke Hannack / Bernhard Jirku / Holger Menze (Hrsg.), *Erwerbslose in Aktion*, Hamburg: VSA ( soll im März 2009 erscheinen)

Haug, Frigga: *Die Vier-in-einem-Perspektive*, Hamburg 2008.

Füllsack, Manfred (ed.), *Globale soziale Sicherheit: Grundeinkommen – weltweit?*, Berlin: Avinus Verlag, 2006.

Cornelia Klinger; Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.) *Überkreuzungenm Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*, Münster: Westfälisches Dampfboot 2008

Nussbaum, Martha C., *Gerechtigkeit oder Das gute Leben*

Paugam, Serge, *Die elementaren Formen der Armut*, Hamburg 2008.

von Werlhof, Claudia/Bennholdt-Thomsen, Veronika/ Faraclas, Nicholas (Hg.) *Subsistenz und Widerstand, Alternativen zur Globalisierung*, Wien 2003.

Markert, Dorothee, *Fülle und Freiheit in der "Welt der Gabe"*, Rüsselsheim: Göttert Verlag, 2006.

Schürz, Martin und Weber, Beat, *Das Wissen vom Geld*, Wien: Nausner & Nausner, 2008.

Shiva, Vandana, *Erd-Demokratie: Alternativen zur neoliberalen Globalisierung*, Zürich Rotpunktverlag 2006.

*Empfehlenswert – aber leider vergriffen:*

Bauer, Rudolph et al, (eds.), *Einstürzende Sozialstaaten: Argumente gegen den Sozialabbau*, Wiesbaden: sozialeXtra, 1998.

Gebauer, Ronald, Petschauer, Hanna and Vobruba, Georg, *Wer sitzt in der Armutsfalle? Selbstbehauptung zwischen Sozialhilfe and Arbeitsmarkt*, Berlin: edition sigma, 2002.

*Englischsprachige Literatur:*

Nussbaum, Martha C., *Sex and Social Justice*, New York/Oxford: Oxford University Press, 1999.

Nussbaum, Martha C., *Women and Human Development: The Capabilities Approach*, Cambridge: Cambridge University Press, 2000.

Petrella, Ivan (ed.), *Latin American Liberation Theology: The Next Generation*, New York: Orbis Books, 2005.

Petrella, Ivan, *Beyond Liberation Theology: A Polemic*, London: SCM Press, 2008.